

Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau

Dr. 236

Sonnabend, den 8. Oktober 1910

30. Jahrgang

Die deutsche Wissenschaft und das Ausland.

Aussprüche hervorragender ausländischer Gelehrter zum Jubelfest der Berliner Hochschule.

In diesen Tagen, in denen sich der Berliner Hochschule das erste Jahrhundert ihres Seins und Wirkens erfüllt, und in denen die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft Europas und Amerikas sich freilich vereinigen, seien uns der Gedanke nahezuiegen, aus dem Munde einiger unserer hervorragendsten Ehrengäste selbst zu hören, wie sich nach ihrer Ansicht das Verhältnis der deutschen Wissenschaft zum Ausland entwickelt hat. Zu unserer großen Freude sind wir heute in der Lage, unseren Lesern einige dieser ebenso gedankenreich als liebenswürdigen Äußerungen mitzuteilen.

William Ramsay

(geboren 2. Oktober 1852 in Glasgow).

Der berühmte englische Chemiker, der 1894 zusammen mit Lord Rayleigh das Argon, im Jahre darauf das Helium entdeckte und zuerst die Umwandlung von Radium in Helium zeigte, schreibt uns, und zwar ritterlicher Weise, in Erinnerung an seine einstige deutsche Studienzeit, in unserer Muttersprache das Folgende:

Es ist meinen deutschen Freunden innerhalb der Universitätskreise schon lange bekannt, daß ich als alter deutscher Student ein überzeugter Verehrer des deutschen Lehrsystems bin. Die Lehr- und Lernfreiheit war für mich immer ein Gegenstand wärmster Sympathie. Bei uns in England hat seit Jahren das System, durch Examinatoren prüfen zu lassen, die nicht in enger Beziehung zur Universitätsverwaltung des betreffenden Kandidaten stehen, einen schädlichen Einfluß auf das Studentenleben ausgeübt. Denn unter solchen Umständen sucht der Kandidat begrifflichermaßen zunächst lieber die persönlichen Ansprüche des ihm fremden Examinators zu befriedigen, als eine allgemeine Beherrschung des Wissensstoffes anzustreben. Seitdem allerdings die Londoner Universität einer Reform unterzogen worden ist, hat sich die Sachlage gebessert. Denn obgleich wir immer noch Examinatoren haben, die der Universität selbst fern stehen, ist doch auch dem Lehrer selbst ein ziemlicher Einfluß bei der Prüfung eingeräumt, und das Ergebnis des Examinens infolgedessen nicht mehr so sehr ein glücklicher Zufall als in früherer Zeit. Reich ist es allerdings nicht, die Bemühungen eines halben Jahrhunderts zu überwinden. Immerhin aber bringt jedes Jahr eine fortschreitende Besserung auf diesem Gebiet.

Ich möchte hier auch bei dieser Gelegenheit noch einen anderen Mangel des großstädtischen Universitätslebens erwähnen. Das ist die Tatsache, daß die Anzahl der Studenten so außer gewöhnlich groß geworden ist. In der schönen Zeit, als Liebig und Wöhler ihre kleinen Laboratorien errichteten, trug das Leben des jungen Chemikers einen familiösen Charakter. Der Lehrer war ein mütterlicher Vater, der für seine Kinder sorgte; alle arbeiteten zusammen, und jeder zeigte Teilnahme für die Arbeiten seines Nachbarn. Die zunehmende Größe der Universitäten hat aber dieses gemächliche Leben praktisch unmöglich gemacht. Wenn die Zahl der Studenten im Laboratorium über 50 beträgt, so ist es nicht länger möglich, jeden einzelnen persönlich zu kennen. Um es kurz zu sagen: eine Chemikerfabrik ist eben ein Labyrinth. Schrauben kann man millionenweise fabricieren, Menschen aber lassen sich nicht wie Schrauben behandeln. Der „Fabrikarbeiter“, d. h. der Professor, muß sich unter solchen Umständen meistens mit der Verwaltung beschäftigen, anstatt mit den jungen Leuten täglich, ja sogar stündlich in persönliche Berührung zu kommen. Wie solche Mängel zu vermeiden wären, ist schwer zu sagen. Wir scheint jedenfalls eine Vermehrung der Lehrkräfte und eine Einrichtung kleinerer Laboratorien das einzige Mittel. Aber das Bekommen dieses Weges nicht notwendigerweise viel Geld kosten! Da ich zusammen mit Sir Henry Roscoe, dem früheren Vizekanzler der Londoner Universität, die Hochschule der englischen Hauptstadt vertritt, betrachte ich es als willkommene Pflicht, die Universität Berlin zu begrüßen in der sicheren Hoffnung, daß ihr Ruhm sich fortwährend vergrößern werde, daß ihre hochbegabten Lehrer ihr weiterhin auch erhalten bleiben, und daß ihre zahlreichen Studenten sich an die „Alma mater“ stets mit Freude und Dankbarkeit erinnern mögen!

William Ramsay

Henri Poincaré

(geboren 29. April 1854 in Nancy).

Der hervorragende Pariser Mathematiker und mathematische Philosoph, der Verfasser des bedeutenden Werkes „Méthodes nouvelles de mécanique céleste“, dessen Bücher über „Electricität und Optik“, „Thermodynamik“, „Wissenschaft und Hypothese“ auch in deutschen Übersetzungen vorliegen, schreibt uns:

Die Universität Berlin sieht auf ihr 100jähriges Bestehen zurück; diese hundert Jahre sind die fruchtbarsten und reichhaltigsten, welche die Geschichte der Wissenschaft bis jetzt aufzuweisen hat. Will man sich Rechenschaft davon abgeben, welchen Platz die Universität Berlin in der wissenschaftlichen Welt dieses Jahrhunderts eingenommen hat, so genügt es, sich die Namen eines Richte, Hegel, Kommissar, Kante, Savigny und Niebuhr in Erinnerung zu rufen, auf dem Gebiete der Naturwissenschaft aber Männer wie Jacobi, Kronecker, Weierstrass, Helmholtz und Virchow. Und dabei spreche ich nur von denen, deren Wirken schon abgeschlossen hinter uns liegt.

It is es nun ein Zufall, beruht viel Ruhm an einer Stätte vereinigt hat, oder müssen wir nach einer tieferen Ursache suchen, die dieses Aufblühen begünstigte, einer Ursache, die in der besonderen Natur des deutschen Volkes begründet liegt?

Ohne Zweifel hat jeder geniale Mensch die Bedingungen seines Wesens nur in sich selbst; er gleicht keinem anderen und ist weit entfernt von jeglicher Schablone. Er würde aber nicht das sein, was er ist, wenn er nicht die Masse der gleichzeitigen Arbeiter hinter sich hätte. Diese tragen deutlich das Stempeln ihres Geburtslandes an sich, und solcher Arbeiter besitzt Deutschland eine unvergleichlich große Zahl, und hierin ruht eine Quelle seiner Kraft.

Dieser deutsche Geistesarbeiter hat Geduld, Zähigkeit und Gewissenhaftigkeit. Nicht ermutigt ihn, seiner Kleinigkeit gegenüber zu sein, er Gleichgültigkeit oder Mißachtung. Den Blick auf das Ideal gerichtet, das er nicht zu erreichen vermag, aber zu dem ihm seine geistigen Führer den Weg zeigen, legt er weniger Wert darauf, weitaus sichtbar als gründliche Arbeit zu leisten, der die Kritik nicht anhaben kann. Dieser geistige Arbeiter bescheidet sich damit, einen Stein zu dem großen Gebäude herbeizutragen, und er hat nicht den Ehrgeiz, für sich allein ein Werk aufzuführen, dem er seinen Namen aufsteampeln kann. Er fügt sich belustigt für ein ganzes langes Leben der Arbeit mit den wenigen Zeilen, die ihm die Bibliographen widmen. . . .

Solche Tugenden müßten von Jahr zu Jahr im Werte steigen. Denn je weiter sich die Erörterungen der Wissenschaft ausdehnen, um so mehr bedarf sie einer wohlgeleiteten Truppe. Männer dieses Schlages sind die heldenmütigen und unbekannt Soldaten, die im Schatten der ruhmvollen Generale stehen und die Erfüllung ihrer Aufgabe ermöglichen. Deutschland besitzt Männer von beiderlei Art und seine große Zahl bedeutender Führer wird bedingt durch seinen Reichtum an Soldaten.

Ich will nun nicht sagen, daß die geistigen Führer ausschließlich von der rationalen und heimatlichen Arbeit der vorangehenden Gelehrter ihren Nutzen ziehen. Aber ich frage mich: wer gibt ihnen den Mut zu ihrem Wirken? Ist es nicht diese unabsehbare Schar von Schülern, die zu Füßen ihrer Lehrstühle sitzen? In ihnen erblicken sie die unerschütterlichen Mitarbeiter, von ihnen wissen sie, daß sie bereit sind, die taufend kleinen unankbaren und ermüdenden Nebenarbeiten zu besorgen, unter deren Last die Keimfähigkeit ihrer Gedanken erstickend würde. Hierin besteht der Vorteil, den ihre deutschen Meister den Übersetzungen der deutschen Disziplin zu verdanken haben!

Ohne Zweifel ist nun die Disziplin notwendig, aber die Wissenschaft lebt vor allem von der Freiheit. Wo aber können und werden sich diese beiden einander entgegengelegten Strömungen vereinigen? Die Antwort kann nur lauten: auf den Universitäten. Unter ihnen aber sind es die deutschen Hochschulen, die zuerst dieses schwierige Problem gelöst haben. In den anderen Ländern hat man sie erst später zum Vorbild genommen. Ohne Zweifel lag diese Tendenz auch vorgebildet in den alten Übersetzungen unserer Pariser Universität; nur hätten wir sie vergessen, um andere Wege zu gehen, auf welchen wir dann und wann ebenfalls Gelegenheiten fanden, Ruhm zu ernten; bei ihnen aber haben wir jene Traditionen wiedergefunden, umgewandelt und den Bedürfnissen des modernen Lebens angepaßt.

Die Hochschulen haben eine doppelte Freiheit proklamiert, diejenige des Lehrens und die-

jenige des Lernens. Jeder kann dahin gehen, wohin ihn sein Geschmack und seine Neigungen treiben, aber er steht nicht als einzelner da. Die Eigenart des Universitätslebens nähert den einen dem anderen, und, wie der Soldat sagt, man hat Ellenbogenfühlung. Man ist durchdrungen vom Gefühl der Pflicht, die man als Glied des Ganzen zu erfüllen hat, und man unterwirft sich leicht der allgemeinen Disziplin, weil man es freiwillig tut.

Was für Individuen gilt, gilt auch für die Nationen; die Völkern sind nicht weniger voneinander unterschieden als die genauen Individuen, und diese Unterschiede sind eine Notwendigkeit. Jedes Volk soll eifrig die Eigenschaften erhalten, welche ihm die Natur gegeben hat und ohne den Nachbarn in keinerlei Weise nachzueiferen soll es das Wert vollenden, für welches es geboren ist. Aber jedes Volk soll auch das Bewußtsein haben, daß ihm nur ein Instrument in dem großen Orchester zugeteilt ist, und darum sollen wir alle Gelegenheiten zur Annäherung aufsuchen. So allein werden wir lernen, die geistigen Kräfte nicht zu mißachten, die von den unglücklichen Völkern sind, und die mit bestem Willen vereinigen Anstrengungen werden uns rascher zum gemeinsamen Ziele führen!

Louise

Ferdinand Vetter

(geboren 3. Februar 1847 in Dierfingen bei Schaffhausen).

Der bekannte Vertreter der germanischen Philologie an der Universität Bern, vielgenannt und von gewisser Seite einhellig bejubelt, ob seiner deutsch-nationalen Rede im germanischen Museum zu Nürnberg im Jahre 1902, schreibt uns über:

Die Berliner Universität und die Schweizer.

Zur Jahrhundertfeier der Alma mater Berolinensis stellen sich auch ihre Söhne aus der Schweiz freudig glückwünschend ein.

Wir gedenken der für uns wie für viele aus dem Vaterland schweren Zeit vor hundert Jahren, da die Hand des fremden Eroberers über Preußen wie über der Schweiz lag. Wir gedenken dessen, was in dieser Zeit der Not neben den Dürren, das „Fell“ und des „Ermenbes“, neben dem Krud und Joha und Richte und Körner die Nürtnrer Meit und Schill, was die deutsche Vorkriegszeit, was die Freiheitskriege der jungen Universität Berlin, die dem Ruf ihres Königs an sein Volk begeistert folgten, auch für uns Vaterland, seine Wiedererhebung und Neugestaltung, gewesen sind und getan haben.

Wir gedenken der Geistesarbeit, die in der Zeit der ersten Hälfte der Berliner Hochschule von den gelehrten Zeitgenossen der Professor Schlegel und der Bruder Grimm, von den Nachmann und Savigny und Chamisso getan worden ist für die Wiedererweckung deutscher Art, Kunst, Sitten, Gelehrsamkeit und Dichtung und in unseren deutsch-schweizerischen und deutsch-schweizerischen Ländern. Wir gedenken der glänzenden Namen aus der Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, die von Humboldt und Ritter bis zu Helmholtz und Siemens, ein Jahrhundert rüstlos fortschreitender Erkenntnis und Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte umfassen, wie es bisher keine Zeit gegeben hat.

Wir gedenken der großartigen Entwicklung, die die deutsche Nation (im weitesten Sinne gefaßt) durch die von Preußen und Berlin ausgegangene staatliche Einigung des Großteils der deutschen Völkern genommen hat und deren kräftigste Vermittlerin für alle auch außerhalb des Reiches wohnenden Deutschen die Berliner Hochschule gewesen ist.

Wir gedenken des fruchtbarsten Instanzes von Ergebnissen der Forschung auf allen Wissenschaften, den die mit der Berliner Hochschule verbundenen Anstalten, Sammlungen und Zeitchriften uns lehrreich gebracht haben.

Wir grüßen dich zu deinem Jahrhundertfest, du erste der deutschen Hochschulen, du auch unserer kleineren Hochschulen leuchtendes Vorbild; wir grüßen dich mit dem Wunsch eines dir bevorstehenden noch glänzenderen Jahrhunderts!

Louise